



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

**Misha Glenny**

geboren 1958, ist Journalist, Autor mehrerer Sachbücher und anerkannter Experte für das internationale organisierte Verbrechen. Er schreibt regelmäßig für den *Guardian*, den *Observer* und die *New York Times*. Zudem fungiert er als informeller Berater für die Regierungen von England und den Vereinigten Staaten.

**DER KÖNIG DER  
FAVELAS**

**BRASILLEN  
ZWISCHEN  
KOKS, KILLERN UND  
KORRUPTION**

**MISHA  
GLENNY**

AUS DEM ENGLISCHEN VON DIETER FUCHS

TROPEN SACHBUCH

*In Erinnerung*  
*Sasha Glenny*  
1992–2014

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Nemesis. One Man and the Battle for Rio« im Verlag The Bodley Head, London

© 2015 by Misha Glenny

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung eines Fotos von © Stefan Rösinger

Autorenfoto auf S. 1 © University of Bristol, UK

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50335-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Brasilien, dieses wunderschöne Land, verfügt über die hässlichsten Statistiken der Welt. Wir sind die Nummer eins bei Tötungsdelikten. Jedes zehnte Mordopfer auf diesem Planeten ist ein Brasilianer. Das bedeutet, dass jährlich 56 000 Menschen gewaltsam ums Leben kommen. Die meisten davon sind junge Schwarze, die erschossen werden. Brasilien ist außerdem einer der weltweit größten Drogenkonsumenten, und der Krieg gegen Drogen ist hier besonders schmerzhaft zu spüren. Rund fünfzig Prozent der Morde auf den Straßen Brasiliens hängen mit dem Krieg gegen Drogen zusammen.

*Ilona Szabó de Carvalho, Instituto Igarapé,  
TED Talk, Oktober 2014, Rio de Janeiro*

# Inhalt

Vorwort	13
Prolog: Die Verhaftung I • 9.–10. November 2011	21

## I PROTAGONIST

1	Eduarda • Dezember 1999–Juni 2000	33
2	Favela • 1960–1976	48
3	Kokain • 1979–1989	67
4	Leichen • 1980–1987	80
5	Moralischer Kollaps • 1989–1999	97
6	Den Hügel hinauf • Juni 2000	109

## II HYBRIS

1	Massaker • 1993	115
2	Orlando Jogador • 1994	123
3	Lulus Herrschaft • 1999–2004	138
4	Bruch • 2001–2004	154
5	Die Passion von Rocinha • April 2004	168
6	Die Ballade vom dünnen Mann • April 2004	178
7	Der König ist tot • 2004	190
8	Bem-te-vi • 2004–2005	196

### **III NEMESIS**

<b>1</b>	Der große Wandel • 1994–2004	209
<b>2</b>	Eine helfende Hand • 2006–2007	218
<b>3</b>	Taking care of business • 2004–2007	231
<b>4</b>	Wir sind nicht allein • 2007	241
<b>5</b>	Boomzeit • 2007	249
<b>6</b>	Nems Braut • 2004–2006	256
<b>7</b>	Nemesis • 1997–2009	264
<b>8</b>	Die Schlacht um Rio • 2006–2008	270
<b>9</b>	Rocinhas goldenes Zeitalter • 2007–2009	278
<b>10</b>	Politik • 2008–2010	289
<b>11</b>	Das Hotel Intercontinental • August 2010	296

### **IV KATHARSIS**

<b>1</b>	Erstkontakt • September 2010	311
<b>2</b>	Die Eroberung von Alemão • November 2010	318
<b>3</b>	Geständnisse • Januar–April 2011	328
<b>4</b>	Luana und Andressa • 9. Mai 2011	337
<b>5</b>	Die Verhaftung II • 3.–9. November 2011	348
	Epilog	369

### **ANHANG**

	Die Polizeikräfte von Rio de Janeiro	391
	Glossar	395
	Danksagung	399
	Anmerkungen	403
	Bildnachweis	409

# Vorwort

Es war seltsam, das erste Mal in Campo Grande zu landen. Die Hauptstadt des Bundesstaates Mato Grosso do Sul liegt rund 400 Kilometer östlich des Punktes, an dem Brasilien, Paraguay und Bolivien aufeinandertreffen. Etwa genauso weit ist sie vom nördlich liegenden Pantanal entfernt, dem größten tropischen Sumpfgebiet der Erde. Zunächst fühlte ich mich, als sei ich gar nicht in Brasilien.

Die Stadt, nur knapp über hundert Jahre alt und am Reißbrett entworfen, ist von breiten, mit Bäumen gesäumten Avenidas durchzogen. Ich staunte über die Vielzahl der Geschäfte und ihre gewaltigen Schaufenster. In den Metzgereien waren buchstäblich Dutzende von Rinderhälften ausgestellt. Ein John-Deere-Händler präsentierte gleich mehrere Traktoren-Reihen hintereinander. Ich fühlte mich viel eher an das ländliche Texas der 1960er Jahre erinnert, als an das sinnliche Rio de Janeiro oder das geschäftige São Paulo.

Wenn man am klar definierten Stadtrand die hoch aufragenden Gebäude hinter sich lässt, sieht man sich mit einem derart roten Erdreich konfrontiert, dass man glaubt, es sei hingemalt. Der Kontrast zu dem satten Grün der Vegetation verwandelt die Umgebung fast schon in eine Comic-Landschaft.



Genau dort, wo auf einmal alles nur mehr grün und rot ist, nahm ich eine unbeschilderte Abzweigung von der südlichen Stadtumfahrung. Auf dem unbefestigten Weg musste ich erst an ein paar Ölfässern vorbei, bevor ich schließlich einen Drahtzaun erreichte. Von hier aus war fast das ganze Staatliche Hochsicherheitsgefängnis zu sehen. Nicht nur die moderne Bauweise der Anlage beeindruckte mich, auch die in blassen Rot- und Gelbtönen gehaltenen Außenmauern waren auffallend.

Nachdem sich das erste Tor automatisch geöffnet hatte, musste ich nur noch ein letztes Hindernis überwinden – die Panzersperren. Die Kunst des Gefängnisausbruchs hat in Brasilien eine reichhaltige Geschichte, kein Wunder also, dass Campo Grande in diesem Punkt kein Risiko eingeht. Bei dem Gebäudekomplex handelt es sich um eine von vier über dieses riesige Land verteilte Spezialeinrichtungen, welche speziell für die als extrem gefährlich eingestuften Kriminellen gebaut wurden. Campo Grande besitzt keinerlei Ähnlichkeit mit den berühmteren Städten Brasiliens, und auch sein Gefängnis ist anders als die meisten anderen.

Zunächst einmal war das Wachpersonal durchweg freundlich und höflich. Einige konnten ziemlich gut Englisch, was im Landesinneren von Brasilien eher ungewöhnlich ist. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten gaben sie sich die größte Mühe, mich bei allem zu unterstützen.

Es gab keinerlei Anzeichen für das Elend, die Überbelegung oder die latente Gewalt, die mit dem Strafvollzug meist in Verbindung gebracht wird. Campo Grande strahlt eine Aura von Ordnung und Vorhersehbarkeit aus. Der Gefängnisalltag ist für die Insassen kein Zuckerschlecken, aber es liegen weder Berichte über Menschenrechtsverletzungen noch Beschwerden über willkürliche Gewaltanwendung

vor. Nicht ein einziger Insasse der vier Spezialeinrichtungen wurde Opfer eines Mordversuchs vonseiten eines Mithäftlings, und es kam bislang auch zu keinem registrierten Ausbruchversuch. In den anderen Gefängnissen des Landes ist so etwas fast schon an der Tagesordnung.

Der Hauptgrund für die ungewöhnlich straffe Gefängnisverwaltung liegt in der Prominenz der Häftlinge. In der Vergangenheit konnten berühmte Bankräuber oder Bosse von Drogenkartellen selbst noch vom Gefängnis aus ihren Geschäften nachgehen. In den Stadt- und Bezirksgefängnissen ist es völlig normal, die schlecht bezahlten Wächter zu schmieren, damit sie nicht so genau hinsehen, wenn Mobiltelefone, Drogen, Spielkonsolen, Fernsehgeräte oder auch Frauen hineingeschuggelt werden.

Abgesehen von Briefen, die einer strengen Kontrolle unterliegen, können die Häftlinge von Campo Grande nur über ihre Anwälte oder die wenigen zugelassenen Familienmitglieder mit der Außenwelt kommunizieren. Das stellt selbst für extrem gut organisierte Kriminelle ein echtes Hindernis dar.

Nachdem ich meine persönlichen Gegenstände in einem Spind eingeschlossen hatte, musste ich ein paar Sicherheitskontrollen und biometrische Checks über mich ergehen lassen. Mitnehmen durfte ich meine Uhr, meine Brille und, mit amtlicher Spezialgenehmigung, mein digitales Aufnahmegerät – sonst nichts. Erst nach mehrmaliger Überprüfung dieser Sachen führten mich zwei Bundespolizisten in einen zirka drei mal sechs Meter großen Raum.

Links befand sich ein Schreibtisch mit einem Computer und einer Videokamera darauf. Die rechte Wand war mit einem Tuch abgehängt, auf dem in großen Buchstaben *Sistema Penitenciário Federal* (Bundesgefängnisbehörde) stand.

Der Raum war normalerweise für Häftlinge vorgesehen, um von hier aus per Videoschaltung an ihrer Gerichtsverhandlung teilzunehmen – sei es in Rio de Janeiro, São Paulo, Manaus oder Recife.

Mir gegenüber saß der Mann, dessentwegen ich gekommen war – Antônio Francisco Bonfim Lopes. Bis zu seiner Inhaftierung im November 2011 war er der meistgesuchte Verbrecher Rio de Janeiros, wenn nicht sogar ganz Brasiliens. In seiner Heimat ist er allerdings nicht unter seinem richtigen Namen bekannt, sondern unter dem Spitznamen Nem, oder wie er auf Portugiesisch vollständig lautet, O Nem da Rocinha – Nem aus Rocinha.

Das erste Mal hatte ich von Nem im Jahr 2007 gehört, als ich an einer geführten Tour durch Rocinha teilnahm, der größten Favela Brasiliens, vielleicht sogar ganz Südamerikas. In Rio gibt es an die Tausend solcher Armensiedlungen, aber Rocinha ist etwas Besonderes, denn es liegt genau zwischen den drei reichsten Stadtteilen. Bei meinem ersten Besuch war Rocinha bereits eine richtiggehende Touristenattraktion. Man konnte in einem Minivan die Hauptstraße, die Estrada da Gávea, hinauffahren und an diversen Punkten anhalten, um die bunt bemalten, eng ineinander verschachtelten Hütten anzusehen, in denen ein Teil der 100 000 Bewohner lebt. Nach einem kurzen Abstecher zu einer selbstorganisierten Kinderbetreuungsgruppe konnte man dann ein im naiven Stil gemaltes Bild erwerben und so etwas Geld in die bettelarme Favela zurückfließen lassen.

Einer der Tourbegleiter erzählte damals, dass der Mann, der Rocinha regiere, Nem hieße und der Kopf des hiesigen Drogenkartells sei. Mit vollem Ernst behauptete er, Nem sei derjenige, »der hier in Rocinha für Ruhe und Frieden sorgt«.

Vier Jahre danach trat Nem mir erneut ins Bewusstsein,

als er kurz nach Mitternacht ein paar Kilometer von Rocinha entfernt verhaftet wurde. Situation und Umstände waren dramatisch. Ich begann, ein wenig zu recherchieren, und stieß zu meiner Überraschung auf Interviews, die Nem kurz vor seiner Verhaftung gegeben hatte. Die Medien hatten ihn zuvor immer wieder als skrupellosen Killer dargestellt, der durch den Drogenhandel das Leben unzähliger junger Menschen ruiniert hatte. Die Interviews deuteten allerdings in eine ganz andere Richtung. Nems Antworten waren klug und ließen erkennen, dass er die politische und soziale Bedeutung der Rolle, die er im Grunde als Präsident, Premierminister und gleichzeitig mächtigster Geschäftsmann einer mittelgroßen Stadt spielte, sehr wohl verstand.

Im brasilianischen Winter des Jahres 2012 schrieb ich ihm einen Brief, in dem ich mich vorstellte und um ein Treffen bat. Jetzt, acht Monate später, war ich tatsächlich in Campo Grande: Vor mir saß Nem, Staatsfeind Nr. 1. Den Gefängnisvorschriften entsprechend, war es natürlich ausgeschlossen, dass ich ihn berührte oder ihm auch nur die Hand schüttelte. Unter den gegebenen Umständen fiel unsere erste Begrüßung also ziemlich steif aus.

Er trug die im Gefängnis übliche Kombination aus blauem T-Shirt und ebensolcher Baumwollhose. Als er aufstand, um wieder hinausgeführt zu werden, sah ich, dass er groß und schlank war, schätzungsweise 1,85 Meter. Er hatte braune Haut, ein auffallend schmales Gesicht und einen leichten Überbiss. Da er sein Haar kurz trug, war von den Locken, die auf den im Internet kursierenden Bildern seinen Kopf umspielen, nichts zu sehen. Das Faszinierendste an ihm waren allerdings seine pechschwarzen Augen, so dunkel, dass Iris und Pupille ineinander überzugehen schienen. Es war offensichtlich, dass diese Augen der Hauptgrund für seine

körperliche Präsenz waren: Sie konnten direkt in deine Seele blicken, ohne dabei selbst etwas von sich preiszugeben.

Er verwendete mir gegenüber durchgängig die höfliche Anrede *o senhor*, Herr. Da ich mit den Feinheiten der portugiesischen Sprache noch nicht so vertraut war, sagte ich zu Beginn einfach Antônio zu ihm.

Irgendwann ließ ich versehentlich meinen Stift fallen. Als ich ihn aufheben wollte, sah ich, dass seine Beine an den Metalltisch gefesselt waren, der wiederum am Fußboden festgeschraubt war. Nem wollte weder Kaffee noch Wasser zu sich nehmen, denn dazu hätte er die Hände über die Tischkante heben und seine Handschellen zeigen müssen (bei späteren Treffen wurde auf diese verzichtet). Es schien, als fühle er sich von der misslichen Lage, in der er sich befand, ziemlich gedemütigt.

In Kontrast dazu war er überaus bereit, über sein Leben zu reden, sowohl sein privates als auch sein berufliches. Da er sich in Untersuchungshaft befand, wie im Übrigen noch heute, konnte er über gewisse Themen nicht sprechen, denn sie hätten strafrechtliche Vorgänge berührt, die noch nicht abgeschlossen waren.

Im Verlauf der nächsten zwei Jahre besuchte ich ihn insgesamt zehn Mal. Die ersten beiden Treffen dauerten jeweils zwei Stunden, die folgenden jeweils drei. Einen Häftling im Gefängnis zu interviewen, ist immer seltsam, aber die Begegnungen mit Nem waren besonders merkwürdig. Ich entwickelte eine intensive Beziehung zu Antônio – stets unter den sonderbarsten Umständen und ein Stück weit vielleicht auch gerade deshalb. Nach und nach begannen wir, über die grundlegendsten und intimsten Dinge zu sprechen, Dinge, über die er sich womöglich nicht einmal mit seiner Familie ausgetauscht hatte. Wir sprachen über Drogen, über Gewalt,

über die Probleme und Aufgaben eines Anführers, über Glauben, die Familie sowie das Überleben in einer feindlichen Umgebung.

Was nun folgt, ist Nems Geschichte. Obwohl seine Aussagen dabei eine zentrale Rolle spielen, habe ich selbstverständlich nicht nur seine Version berücksichtigt. Ich habe mit seiner Familie, seinen Freunden und seinen Feinden gesprochen, außerdem mit den Polizeibeamten, die ihn verhört, den Politikern, die mit ihm verhandelt, den Journalisten, die über ihn geschrieben, sowie den Anwälten, die ihn vertreten haben. Nems Geschichte erzählt viel über das Brasilien der Gegenwart – im Guten wie im Schlechten. Sie erzählt aber auch, wie Männer und Frauen unter widrigsten Bedingungen nicht nur überleben, sondern darüber hinaus auch Erfolg haben können. Wie sie es schaffen, sich auf dem schmalen Grat zu bewegen, der Leben und Tod voneinander trennt.

## Prolog

# Die Verhaftung I

9. – 10. NOVEMBER 2011

**A**us dem dichten Blattwerk des Atlantischen Regenwalds löste sich ein schwarzer Toyota Corolla und kroch langsam den Hügel hinauf. Die schicke Luxuskarosse musste einer Regierungsbehörde oder einem Konzerngehören, ein seltener Anblick im Armenviertel Rocinha. Alte Knatterkisten kurz vor dem Kollaps – ja. Scharenweise Motorradtaxis – ja. Holpernde Busse, die allen Gesetzen der Physik zum Trotz ihr Heck um eine Haarnadelkurve schwangen – ja. Aber nagelneue Oberklassewagen mit tief liegender Karosserie und breiten Reifen? Die passten wirklich nicht hierher. In Rocinha achten Tausende Augen so unmerklich wie selbstverständlich darauf, ob etwas fremd ist oder nicht.

Der Wagen gelangte rasch an den höchsten Punkt der Estrada da Gávea, der Straße, die Rocinha der Länge nach zerteilt. Von hier aus konnten die Fahrzeuginsassen sehen, wie sich die funkelnden Lichter der Favela bis hinunter zum Atlantischen Ozean zogen. Es war Nacht, und die drei Männer konnten problemlos zwischen den »Hügeln«, wie man die Armenviertel von Rio auch nennt, und dem »Asphalt«, den Wohngebieten der Mittelschicht, unterscheiden. In den Slums ist es immer ein wenig dunkler. Das wilde Durcheinander aus legalen und illegalen Stromleitungen, die diese

informellen Siedlungen mit Energie versorgen, führt zu einer deutlich schwächeren Spannung als auf dem Asphalt, wo es eben geregelter zugeht.

Nach Erreichen des höchsten Punktes bewegte sich das schwarze Fahrzeug wieder bergab und vorbei an Neun Neun, der letzten Bushaltestelle in der Favela, dort, wo die Straße eine scharfe Linkskurve macht. Es war der 9. November 2011, 22.35 Uhr.

Die drei in Anzüge gekleideten Insassen des Toyotas fahren langsam durch die Dunkelheit. Sie schwiegen und wirkten angespannt. Der Mann am Steuer, der älteste von ihnen, war Ende fünfzig. Der korpulente Mann auf dem Beifahrersitz versuchte unentwegt, telefonisch jemanden zu erreichen. Aber vergeblich: Am oberen Ende von Rocinha gibt es selten ein Signal. Der Mann hinten, ähnlich beleibt wie der Beifahrer, hatte eine Reisetasche aus Leder neben sich. Alle drei waren von Beruf Anwalt.

Nach der Kurve fahren sie zweihundert Meter weiter auf den kurzen Streifen Niemandsland zu, der Rocinha von den eleganten Villen des Stadtteils Gávea trennt, einer der teuersten Wohngegenden in Rio. Auch an dieser Stelle gibt es eine Haarnadelkurve, nur wendet sich diese nach rechts – direkt an der Einfahrt zur Amerikanischen Schule von Rio de Janeiro. Man kann sie zwar kaum erkennen, auch nicht bei Tag, aber es gibt hier auch eine Linkskurve, die in eine lange, unbeleuchtete Straße mündet. Nachts ist dies, verstärkt durch die Bäume und Büsche am Wegrand, ein ziemlich düsterer Ort.

Als das Auto diese Grenze zum Wohlstand erreichte, löste sich aus dem Dunkel der versteckten Straße ein großer Mann, der eine halbautomatische Waffe in der Hand hatte und das Fahrzeug anhielt. Er trug eine Uniform des Batalhão



do Choque (Kampfbataillon), also der Bereitschaftsabteilung der Polícia Militar (Militärische Polizei; PM).<sup>\*</sup> Ungeachtet ihres Namens ist die PM für die ganz normale, also die zivile Polizeiarbeit in Rio zuständig.

Die drei Männer, bis obenhin vollgepumpt mit Adrenalin, stiegen aus dem Toyota. Ihre Körpersprache verriet ihre Anspannung. Es folgte ein heftiger Wortwechsel mit dem Polizeibeamten. Er bestand darauf, den Kofferraum des Wagens zu durchsuchen. Die Anwälte wollten das auf keinen Fall zulassen.

Kurz darauf trafen zwei PM-Beamte höheren Rangs ein. Der eine, ein Leutnant, schien das Kommando zu haben. Der Anwalt mit der Reisetasche zeigte seine Papiere: einen Reisepass und ein amtlich wirkendes Dokument. Er sei zwar Brasilianer, erklärte er, aber gleichzeitig auch der Honorarkonsul der Demokratischen Republik Kongo, weshalb er diplomatische Immunität genieße und das Auto nicht durchsucht werden dürfe.

Plötzlich bemerkte der Mann mit dem Handy, dass es jetzt ein Signal gab, und wählte erneut die Nummer der Person, die er seit einer Dreiviertelstunde zu erreichen versucht hatte. Es war genau 23.06 Uhr.

Im Stadtteil Tijuca, unweit des weltberühmten Maracanã-Fußballstadions, las ein Kommissar einer anderen Polizeikraft, der Polícia Civil (Zivilpolizei; PC), seiner kleinen Tochter gerade eine Gutenachtgeschichte vor, als das Telefon klingelte. Er fuhr zusammen. Den ganzen Abend hatte er auf einen Anruf gewartet, in der Zwischenzeit aber die Hoffnung schon fast aufgegeben. Der Mann am anderen

---

<sup>\*</sup> Siehe Anhang: Die Polizeikräfte von Rio de Janeiro

Ende sprach schnell und ziemlich wirr. Aber auch wenn das Gesagte nicht unbedingt Sinn ergab, wusste der Kommissar, dass keine Zeit zu verlieren war.

Sofort rief er seinen Vorgesetzten an. Innerhalb von Minuten hatte er die Erlaubnis, bei dem, was sich da gerade entwickelte, zu intervenieren. Das grüne Licht war von ganz oben gegeben worden, vom Minister für öffentliche Sicherheit und damit dem Chef der gesamten Polizei nicht nur der Stadt, sondern auch des Bundesstaates Rio de Janeiro. Dass der Einsatzbefehl von einer derart hochrangigen Person kam, war Hinweis darauf, dass hier etwas Bedeutendes vor sich ging. Dies umso mehr, da der Minister für Sicherheit sich überhaupt nicht in Rio aufhielt, sondern in Berlin, wo es gerade 2.15 Uhr war, also tiefste Nacht. Der Kommissar gab seiner Tochter einen Kuss, schnappte sich die Schlüssel und rannte zum Auto, ohne auch nur eine einzige Sekunde das Telefon vom Ohr zu nehmen.

An der Haarnadelkurve hatte der Anwalt mit dem Handy den Leutnant ein paar Schritte beiseite gezogen. Im Laufe ihres erregten Gesprächs bot er dem Leutnant das Handy an, damit er selbst mit dem Mann am anderen Ende sprechen konnte. Der Beamte lehnte das wütend ab. Stattdessen entfernte er sich einige Schritte und tätigte selbst einen Anruf. Er war entschlossen, auch noch das dritte Exekutivorgan ins Spiel zu bringen: die mächtige Polícia Federal (Bundespolizei; PF).

Die Beamten der Militärischen Polizei wurden zusehends unruhiger, bis einer auf den Leutnant zuging und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Weitere Gespräche führten dazu, dass die drei Anwälte zurück in ihr Auto steigen durften. Man einigte sich darauf, dass alle sich zum Polizeirevier begeben sollten. Die Anwälte schienen einverstanden.

Der Konvoi setzte sich in Bewegung. An der Spitze ein Fahrzeug der Militärischen Polizei. In der Mitte der Toyota mit den drei Anwälten. Daran anschließend zwei weitere Autos voller Polizisten, darunter auch der Leutnant. Insgesamt wurden die Männer jetzt von elf Polizeibeamten eskortiert, während ein paar Kilometer entfernt, im Zentrum von Rio, der Kommandant der Bundespolizei ein Team zusammenstellte, das den Konvoi aufhalten sollte.

Plötzlich versuchte der Toyota, der vorne und hinten von Polizeiautos eingerahmt war, aus der Reihe auszubrechen, indem er überraschend rechts abbog. Einer der Polizisten reagierte schnell, lenkte ebenfalls nach rechts und schnitt ihm den Weg ab. Erneut stiegen alle aus ihren Autos. Diesmal bat der Fahrer des Toyotas den Leutnant um ein Gespräch unter vier Augen.

Der Anwalt mit dem Handy redete unterdessen noch aggressiver als zuvor in sein Mobilgerät. Er wusste: Wenn hier etwas schiefging, hätte das fatale Konsequenzen.

Nicht allzu weit entfernt hatte die Spezialeinheit der Zivilpolizei, CORE (Coordenadoria da Recursos Especiais), einen Einsatzbefehl erhalten. Waffen wurden aus den Spinden geholt und von einem der gepanzerten Fahrzeuge wurde die Abdeckplane gezogen. Andernorts wurden zwei Piloten der ebenfalls zur PC gehörenden Hubschrauberstaffel mobilisiert, während sich der aus Anwälten und Polizisten bestehende Konvoi nach Beilegung des Streits wieder in Bewegung setzte. Doch bald schon bogen die Anwälte erneut von der Hauptstraße ab, diesmal auf den Parkplatz des alten Marineklubs (Clube Naval) an der Lagune, welche das Herzstück der Südzone bildet. Alle Fahrzeuge hielten unter der mächtigen Christusstatue, die hoch über ihnen auf dem Gipfel des Corcovado thronte.

Zum dritten Mal zeichnete sich ein hitziger Austausch zwischen Anwälten und Beamten der Militärischen Polizei ab, als plötzlich ein paar Fahrzeuge der Zivilpolizei mit quietschenden Reifen vor ihnen anhielten. Ein leitender Beamter sprang heraus und mischte sich in die Diskussion der Kollegen von der PM ein. Kurz darauf traf der Kommissar aus Tijuca ein. Irgendwann warf der Fahrer des Toyotas seinen Autoschlüssel einem der Zivilpolizisten zu, was zu einem Gerangel führte, damit ja kein PM-Beamter ihn in die Finger bekam.

Als Nächstes trafen die grauen Einsatzfahrzeuge der Bundespolizei ein. Ein Kommandant stieg aus und verkündete, dass die PF sich ab jetzt des Falles annehmen werde. Der Kommandeur der PC sagte ihm, er solle Leine ziehen.

Die drei Anwälte und die Zivilpolizei bestanden darauf, dass der Toyota zum 15. Polizeirevier gebracht werden müsse, welches eine fünfminütige Autofahrt entfernt lag. Militärische Polizei und Bundespolizei waren jedoch der Ansicht, dass dieser Fall aufgrund des Konsuls, der sich auf seine diplomatische Immunität berufen hatte, auf Bundesebene verhandelt werden müsse.

Während Geschrei und gegenseitige Beschuldigungen zunahmen, richteten nach Angaben eines Augenzeugen PC und PM sogar ihre Waffen aufeinander. Ob dies nun stimmt oder nicht, die allgemeine Verwirrung war in jedem Fall groß genug, dass der Leutnant hinter den Toyota knien und einen der Reifen aufschlitzen konnte. Dies verhinderte, dass der Wagen zum 15. Revier gebracht werden konnte.

Die schwer bewaffnete CORE fuhr vor und stellte sich mit ihrem großen Einsatzfahrzeug direkt vor die Wagen der Militärischen Polizei, um ihnen jede Bewegung unmöglich zu machen. Mittlerweile kam auch das roboterhafte Rattern

des PC-Hubschraubers näher, der sich bald darauf über der Szenerie positionierte und alles mitfilmte.

Dieses Material wäre wohl auch für zwei weitere Beobachter von großem Interesse gewesen, Mitarbeiter der geheimdienstlichen Abteilung des Sicherheitsministeriums, die ihrem Chef ein paar ernüchternde Fakten bezüglich seiner neuen Strategie zur Verbesserung der zwischenbehördlichen Zusammenarbeit hätten vorlegen können – die irgendwie nicht so recht in Gang kommen wollte.

All dies ereignete sich nur wenige Hundert Meter entfernt vom Sitz des größten Medienkonzerns von Brasilien, *O Globo*. Was zur Folge hatte, dass das Durcheinander binnen Kurzem um zahlreiche Fernsehkameras, Blitzlichter, Mikrofone und vor allem lauthals gestikulierende Journalisten ergänzt wurde. Ein explosiver Mix aus konkurrierenden Interessen, Chaos und Waffen.

Der Kommissar hatte das Gefühl, schnell etwas unternehmen zu müssen, bevor die Dinge völlig außer Kontrolle gerieten. Dafür musste er mit seinen Widersachern von der Bundespolizei alles besprechen. Denn im Gegensatz zu den anderen wusste er, dass im Kofferraum des Corolla ein *vierter* Mann versteckt war.

Nach kurzem Austausch einigt man sich darauf, dass der Konsul den Kofferraum öffnen soll. Um ihn herum versammeln sich Polizisten aller Polizeikräfte, von denen fast jeder eine halbautomatische Waffe auf das Auto richtet.

Der Kofferraum geht auf, und zum Vorschein kommt ein schlanker Mann in blau-weiß gestreiftem Hemd und schwarzer Hose, der seitlich und mit angezogenen Knien da liegt wie ein Embryo. Er wird an Händen und Füßen gepackt und aus dem Wagen gehoben.

Der Mann ist sichtlich irritiert, von den vielen Menschen,

den Lichtern, dem allgemeinen Chaos. Journalisten und Polizisten rangeln miteinander um die besten Fotos. Ein Blitzlichtgewitter geht auf ihn nieder. Ein Polizist ergreift den dichten Haarschopf des Mannes und biegt seinen Kopf nach hinten, um das »digitale Gegaffe« zu erleichtern. Nachdem er mindestens zwei Stunden lang in einem Kofferraum eingesperrt war, sieht er sich plötzlich einer grenzenlosen Hysterie brasilianischer Spielart ausgesetzt. Er ist von allen möglichen Uniformen umgeben, die sich gegenseitig anbrüllen: »Er ist mein Gefangener!«, »Nein, er gehört uns!«, »Lasst bloß die Finger von ihm!« Der Mann wirkt resigniert – sein Gesicht zeigt kaum eine Regung, wie eine müde Puppe, die mal hierhin, mal dorthin geschubst wird. Vermutlich steht er unter Schock. Inmitten des aberwitzigen Getümmels sieht er aber vor allem furchtbar einsam aus.

Triumphierend legt der Leutnant ihm Handschellen an, und im Verbund mit dem befehlshabenden Bundespolizisten bugsiiert er ihn auf den Rücksitz des hellblauen PM-Streifenwagens, der den Toyota Corolla am Zugang zu Rocinha als erster erreicht hat. Dann fahren sie los, um den Gefangenen ins Hauptquartier der Bundespolizei zu bringen.

Es ist kurz nach Mitternacht, als Antônio Francisco Bonfim Lopes, in ganz Brasilien unter dem Namen »Nem aus Rocinha« bekannt, offiziell verhaftet wird. Das Fernsehen wirft alle Programmpläne über Bord und Bildredakteure machen sich ans Werk, um das im Zuge der dramatischen Ereignisse entstandene Filmmaterial für die Morgennachrichten aufzubereiten.

Der meistgesuchte Mann in Rio, genauer gesagt: Der meistgesuchte Mann in ganz Brasilien ist endlich hinter Schloss und Riegel. Ein triumphaler Moment für José Mariano Beltrame, den Minister für öffentliche Sicherheit im

Staate Rio de Janeiro. Ohne Angst vor Kritik haben zu müssen, kann er nun mit Fug und Recht behaupten, dass seine radikale Politik einer Befriedung der gesetzlosen Armenviertel aufgegangen ist. Seine Einsatzkräfte reinigen die Favelas von Drogen und Waffen und stellen die Autorität des brasilianischen Staates wieder her. Das Land kann mit größerem Enthusiasmus als bisher nach vorne blicken und sich auf die kommenden sportlichen Großereignisse freuen, die Fußballweltmeisterschaft 2014 und die Olympischen Spiele 2016.

Zum Zeitpunkt seiner Verhaftung befindet sich Nem im Zentrum eines Netzwerks aus Korruption, Gewalt, Drogen und politischer Intrige, welches Rio de Janeiro, oder wie die Einheimischen zu sagen pflegen, die »Wunderbare Stadt«, fast ein Vierteljahrhundert lang im Würgegriff gehalten hat. Nem kennt dieses ausgedehnte Netz nur allzu gut. Politiker, Drogenhändler, Anwälte, evangelikale Priester und nicht zuletzt die Polizei gehören dazu. Eine Frage bleibt allerdings offen: Ist Nem die Spinne oder die Fliege?

**Teil I**  
**PROTAGONIST**



# 1

## Eduarda

DEZEMBER 1999 – JUNI 2000

**V**anessa dos Santos Benevides kann nicht schlafen. Ihr Baby schreit so laut wie niemals zuvor.

Ist es das Wetter? Im späten Frühjahr ist es heiß und schwül in Rio de Janeiro, und es kündigen sich die »fliegenden Flüsse« an. Diese regelmäßig wiederkehrende Wanderung von Regenwolken nimmt ihren Anfang etwa dreitausend Kilometer nördlich von Rio, wenn unvorstellbare Wassermassen von den Regenwäldern des Amazonas aufsteigen und sich auf den Weg nach Süden machen. Im Westen von den Anden an der Ausbreitung behindert, ziehen die fliegenden Flüsse in einer mächtigen Kurve nach Osten über das zentrale Binnenland Brasiliens hin zu den südlichen Regionen und Küstengebieten.

In Rio kommt es in der Folge zu sintflutartigen Regenfällen, durch die sich die Sichtweite auf zwei oder, wenn es hoch kommt, drei Meter reduziert. In Form von Hochwasser und Erdrutschen sorgen diese Niederschläge Jahr um Jahr für Verwüstungen und Todesfälle. Die Zeitungen und Fernsehnachrichten bringen dann furchtbare Reportagen über ganze Familien, die von Schlamm und Steinen begraben wurden und elendiglich ertrinken mussten: manche in ihren Autos, andere in ihren Hütten, wieder andere in Bussen, die das reißende Wasser in irgendetwelche Schluchten

geschwemmt hat. Diejenigen *cariocas*, wie die Einwohner von Rio genannt werden, die am hilflosesten der Natur ausgeliefert sind, leben in den Slums der Stadt – den Favelas.

In diesen Siedlungen richten die Unwetter verheerende Schäden an. Meist entstanden die Favelas auf den unzähligen Hügeln und Bergen der Stadt. In diesem Gelände kann ein Erdbeben innerhalb von Sekunden Dutzende von Menschen unter sich begraben. Primitive Entwässerungssysteme, offene Abwasserkanäle, Haufen mit vor sich hin rottendem Müll und halbschwerkriegsartig konstruierte Gebäude geben dem Druck dieser Wassermassen sofort nach. Dächer stürzen ein, Pflastersteine und Treppenstufen werden gelockert, Kabelstränge reißen und erzeugen Kurzschlüsse, schüren Brände, für einen Moment, bevor dann die Fluten kommen und alles auslöschen und mit sich in die Tiefe spülen.

Wenn die Wolken sich verziehen, bleibt die Feuchtigkeit in der Luft hängen. Der Grad der Luftfeuchtigkeit ist kaum auszuhalten. Auf den Hügeln Schlaf zu finden, ist so gut wie unmöglich, denn es gibt keine Klimaanlage, dafür aber einen dichten Geräuschschwallbe: kreischende Affen und bellende Hunde; das Wummern der Bässe von irgendwelchen Funkpartys; das gelegentliche Knattern halbautomatischer Waffen; zornige Männer und Frauen, die sich Wortgefechte liefern, vielleicht betrunken, vielleicht auch nur zu Tode genervt voneinander.

So eine Nacht ist das, als Vanessa, die junge Mutter, daliegt und nicht schlafen kann. Die Müdigkeit gräbt tiefe Furchen in die hellbraune Haut ihres ansonsten eher heiteren Gesichts. Es ist kurz vor Weihnachten im Jahr 1999. Das Baby wirkt jünger, als es mit seinen neuneinhalb Monaten ist, und es schreit unaufhörlich. Vanessa nimmt die kleine Eduarda

auf den Arm, um sie zu beruhigen, und bemerkt, dass das Kind stark schwitzt, zu stark. Eduardas Hals ist ganz steif und derart zur Seite gebogen, dass der Kopf auf der linken Schulter liegt. Am nächsten Morgen sagt Vanessa ihrem Mann Antônio, dass sie das Kind untersuchen lassen wird.

Genau wie Vanessa vermutet auch die örtliche Gemeindegeschwester, dass das Baby wohl in einer schlechten Stellung geschlafen und deshalb so einen verbogenen Hals hat. Sie beschließt, ihm einen Stützverband anzulegen.

Nach einer Woche ist der Hals immer noch vollkommen steif, und das Baby brüllt vor Schmerz. Eduardas Mutter bringt sie in die Notaufnahme eines nahegelegenen Krankenhauses.

Antônio geht zur Arbeit und ist von Schuldgefühlen geplagt. Er glaubt, für den Zustand seiner Tochter verantwortlich zu sein. Seine Arbeitsstelle liegt in Gavéa, genau wie das Krankenhaus. Gavéa ist einer jener drei extrem wohlhabenden Stadtteile, von denen Rocinha umgeben ist. In Rocinha ist er geboren, hier ist er aufgewachsen, hier lebt er.

In den vergangenen fünf Jahren hat Antônio sich in der Firma Globus Express hochgearbeitet, wo er mittlerweile als Teamleiter für die Verteilung der populären Fernsehzeitschrift *Revista da NET* zuständig ist. Sein Verantwortungsbereich umfasst große Teile der Südzone, in der sich die berühmtesten Sehenswürdigkeiten von Rio befinden, darunter die riesige Jesus-Statue auf dem Corcovado oder die Strände von Copacabana und Ipanema.

Trotz seines geringen Gehalts ist es Antônio und Vanessa gelungen, so viel zusammenzusparen, dass sie aus der winzigen Wohnung seiner Mutter ausziehen und sich eine eigene winzige Wohnung mieten konnten. So wenig das auch ist, stellt es zumindest einen Anfang dar, und die Geburt von

Eduarda – Duda –, einem fröhlichen, unkomplizierten Kind, hat ihr kleines Zuhause mit Wärme erfüllt. Beide Eltern fühlen sich gesegnet und sehen hoffnungsfroh in die Zukunft.

Aber jetzt muss das Baby ins Krankenhaus, und sein Zustand verschlechtert sich zusehends. Aus wenigen Tagen wird ein Monat. Die Ärzte versuchen dies und das, aber nichts funktioniert. Sie vermuten, es könnte sich vielleicht um tuberkulöse Osteomyelitis handeln, eine Sekundärkrankheit, bei der Bakterien die Knochen von Tuberkulosekranken befallen. Auf der rechten Seite des Nackens entsteht eine Schwellung, die bald so groß wie ein Hühnerei ist.

Das ist ein harter Schlag für Antônio. Er befürchtet, seine kleine Tochter mit TB angesteckt zu haben. Das ist theoretisch durchaus möglich. In den ärmeren Bezirken von Rio tritt die Krankheit endemisch auf, und an den Zugängen zu Rocinha hängen gut sichtbar Plakate mit der Aufschrift: *Seit drei Wochen Husten? GEHEN SIE ZUM ARZT! Sie haben wahrscheinlich TB.*

Diese über die Luft übertragene Infektion breitet sich in dichtbesiedelten Gebieten schnell aus; die Slums sind also besonders gefährdet, weil dort Familienmitglieder und Freunde auf engstem Raum zusammenleben. Rocinha hat die höchste Ansteckungsrate im gesamten Bundesstaat Rio, in manchen Jahren sogar die höchste ganz Brasiliens. 1999 steckten sich pro Monat 55 Bewohner von Rocinha mit Tuberkulose an.

Nur wenige Tage vor Dudas Geburt bekam Antônio Halsschmerzen. Sie wurden schlimmer, denn er schonte sich nicht und arbeitete auch weiterhin bei Wind und Wetter. Außerdem aß er nicht genug. Er bewahrte seine Essensgutscheine, eine Art Zweitwährung in der Favela, lieber auf, um sicherzustellen, dass seine Mutter und seine Frau

genug zu essen hatten. Ungeachtet seines Fiebers und der Kopfschmerzen, die so stark waren, dass er sogar Wahrnehmungsstörungen hatte, arbeitete er weiter, bis er irgendwann zusammenklappte – und man bei ihm TB diagnostizierte.

Während er im Krankenhaus lag, kam seine Tochter zur Welt. Wegen der Ansteckungsgefahr durfte er sich ihr zwei Wochen lang nicht nähern, und auch danach riet man ihm, vorerst nicht zu Hause zu schlafen.

Jetzt, da Duda krank ist, denkt Antônio, dass sie sich bei ihm angesteckt hat, obwohl ihm schon vor ein paar Monaten gesagt wurde, er sei wieder vollkommen gesund.

Duda bekommt Antibiotika, aber ihr Zustand verschlechtert sich weiter. Sie isst nicht mehr, was ihre Abwehrkräfte zusätzlich schwächt. Gegen was auch immer sie kämpft, sie wird nicht mehr lange die Energie dafür haben. Zum ersten Mal wird den Eltern bewusst, dass ihr kleines Mädchen sterben könnte.

Voller Verzweiflung ergreift Vanessa den letzten verbliebenen Strohalm. Da Antônio über seinen Arbeitgeber eine bescheidene Krankenversicherung hat, kann er aus einer Reihe von Ärzten wählen, wem er die Behandlung anvertrauen möchte. Auf's Geratewohl entscheidet Vanessa sich für eine der Ärztinnen – was sie später als göttliche Fügung bezeichnet.

Das Kind an sich gepresst, geht Vanessa die steile und kurvige Hauptstraße von Rocinha hinunter, die Estrada da Gávea. Vor ihr in der Tiefe berühren sich der Atlantische Ozean und der vornehme Stadtteil São Conrado. Hinter ihr erheben sich chaotische Terrassen bunt angemalter Häuser aus der grünen Vegetation des Berghangs, was der Favela ihr typisches Aussehen verleiht.